

Zeitschrift:	Schweizer Theaterjahrbuch
Herausgeber:	Schweizerische Gesellschaft für Theaterkultur
Band:	26 (1960)
Artikel:	Farbenspiel des Lebens : Max Pfister Terpis, Architekt Tänzer Psychologe, 1889-1958
Autor:	Schede, Wolfgang Martin
Kapitel:	"Der Tod ist stark, der Tod ist hart"
DOI:	https://doi.org/10.5169/seals-986605

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 27.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

«Der Tod ist stark, der Tod ist hart . . .»

Die sklerotisch bedingten Schlaganfälle kehren in Abständen wieder, und Teil um Teil rauben sie ihm von seiner Lebenskraft, von seinem Lebenswillen. Lähmungserscheinungen treten auf und verschwinden wieder, und wenn sie auch von Zeiten gefolgt sind, die heller, freundlicher scheinen, die das Unausweichliche wieder in eine unübersehbare Perspektive zu rücken scheinen, die Mahnung ist an ihn ergangen, die er als junger Mensch in seinen Versen vorausgeahnt hatte:

Der Tod ist stark, der Tod ist hart,
er rüstet sich zur Erntefahrt
an gelben Sommertagen . . .

und er nimmt diese Mahnung hin, wie er alles in seinem Leben hingenommen hat als das ihm Zufallende und Gemäße. Er schreibt:

«Ich habe gelebt. Es war alles ein Versuch. Versuch zu einer Harmonie, einem Einklang zu kommen. Und sonst? Natürlich Fehler, Unzulänglichkeiten, Unvermögen, Grenzen des Talents, des Intellekts, der Gefühle, des Handelns, des Willens. Und die Resultate aller Bemühungen? Was bleiben wird, ist die Stimme des Engels, der hie und da durch mich sprach. Ich bin mir als Person, M. T., ja nie wichtig vorgekommen. Wichtig, verantwortlich nur als Instrument, als Antenne einer geistigen Welt . . .»

Im Januar 1957 wagt er noch einmal eine größere Reise. Er kommt nach Münster in Westfalen und wird dort durch Vermittlung seines Freundes Kolander als Guest zu einem Fest eingeladen, das irgendein kaufmännischer Verein gibt. Und hier

wird ihm ein Geschenk zuteil, eines jener seltenen, in denen er sich noch einmal bestätigt sehen darf. Der gepflegte Fremde mit dem markanten Gesicht fällt auf. Man fragt Kolander, wer er sei, und der nennt den Namen: Terpis.

Und da sieht sich Max Terpis mit einemmal als Mittelpunkt einer Schar junger Mädchen, die — nach so vielen Jahren! — noch wissen, wer dieser Terpis war. Und er wird umschwärmt und gefeiert, und er muß erzählen, er darf noch einmal erzählen von den großen Zeiten des jungen deutschen Tanzes, als er seinen «Leierkasten» und seinen «Don Morte» schuf, und die Berliner Presse ihn lobte und verriß, was ihn wohl kaum jemals so bewegte wie nun das Glänzen in den Augen dieser jungen Mädchen, die sich um den alten Herrn drängen . . .

Von Zeit zu Zeit sah auch ich ihn wieder, wenn mein Weg mich nach Zürich führte. Hatten wir anfänglich noch hin und wieder zusammen ein Theater, einen Tanzabend oder einen seiner Kneipen-Schlupfwinkel in der Altstadt besucht, so bat er mich, als Schwindel und zunehmende Unsicherheit ihn zwangen, auf Fahrten in die Stadt zu verzichten, ihn lieber in seinem «Chinesenhüsli» zu besuchen.

Einer dieser Besuche ist mir in besonderer Erinnerung. Ich war mit meiner Frau nach Zürich gekommen und hatte mich telephonisch bei Terpis gemeldet. «Kommt rauf», sagte er, «wir essen bei mir, ich koch' uns was.» Und als ich einwandte, das werde ihm doch wohl zu viel Mühe machen, da tönte im Telefon wieder das altvertraute «A-pa-pa!»

So wanderten wir also an einem hellen, heißen Sommertag nach Zollikon hinauf, und er begrüßte uns unter der Haustür. In seinen weiten, weißen Trainingshosen, die er zu Hause immer trug, und einem lose darüber fallenden Sommerhemd wirkte er groß, mächtig, bäurisch fast mit seinem dunklen Gesicht, das wie ein knorriger, geschnitzter Pfeifenkopf aussah, die Zigarette im Mundwinkel. Von den Tatzenhieben, die ihm seine

Krankheit versetzt hatte, war nichts zu spüren. Strahlend führte er uns auf die Terrasse. Der Tisch war bereits gedeckt. Laubschatten spielten über das Leinen, blendende Reflexe auf den Gläsern. Die unvermeidliche Chiantiflasche (die ihm sein einsichtiger Arzt nicht verboten hatte) schimmerte dunkel.

«Setzt Euch, meine Lieben», sagte er, «es gibt gleich zu essen.» Er verschwand in seiner Küche, und als er nach einer kurzen Weile zurückkam, trug er ein riesiges Backblech vor sich her, auf dem ein Pflaumenkuchen duftete und dampfte. Und dann setzte er das Blech, so wie es war, mitten auf den Tisch und begann den Kuchen anzuschneiden. Wie Blut rann der rote Saft heraus und über das Tischtuch, und mit blutigem Rot füllte der Wein die Gläser.

Es wurde ein spätes, starkes Lebensfest — verschwendisch in purpur, grün und weiß, verschwenderisch in den gastlichen Bewegungen seiner Hände, mit denen er den Wein nachschenkte und Stück um Stück des herrlich geratenen Kuchens vorlegte, verschwenderisch in seinem Lachen, das unbekümmert klang wie in den besten Tagen seines Lebens.

Er erzählte. Und wie er erzählte! Das funkelte, blitzte, wie der Wein in den Gläsern, wie die Seeweite in der Ferne. Zu jedem guten Fest gehören gute Geschichten. Und sie kamen, eine nach der andern: wie er einmal bei einem gräflichen Gastgeber, der ihn und den inneren Kreis seiner Mitarbeiter an der Staatsoper häufig zu sich gebeten hatte, die ritterlichste Geste der Gastfreundschaft erlebt hatte. Ein junger Tänzer, vielleicht zum erstenmal in einem so groß geführten Hause zu Gast, schüchtern und voller Hemmungen, hatte durch eine unbedachte Bewegung sein Weinglas umgestoßen und stammelte angesichts der roten Lache, die sich auf dem Damast bildete, peinlich verlegene Entschuldigungen. Und der Hausherr (es war der gleiche, der Terpis nach dem Kriege um das Geschenk einiger Kerzen gebeten hatte) war von seinem Stuhl aufgesprungen und hatte mit den Worten «Aber ich bitte Sie, das macht doch gar

nichts!» — scheinbar unabsichtlich — sein eigenes Glas umgestoßen und den jungen Menschen aus seiner Verlegenheit gerettet.

Und er erzählte, wie er einmal, beim gleichen Hausherrn zu Gast, dort dem damals hochberühmten Inder Krischnamurti begegnet war, und wie dieser nach Tisch in den Garten ging, dort die Arme ausbreitete, und wie sich plötzlich aus Büschen und Bäumen die Vögel herabschwangen und auf seine ausgebreiteten Arme niederließen ...

Und als wir gegessen hatten und die Stufen zum Garten hinunter gingen, und meine Frau eine Bemerkung über die ungewöhnliche Pracht der blühenden Stauden machte, die den Garten säumten, sagte er: «Ja, jetzt leben sie wieder. Aber einmal hat mir mein Nachbar, der mich nicht leiden mochte, heimlich Säure über meine Stauden gegossen, daß sie noch am gleichen Tag kläglich hinzusiechen anfingen.»

«Mein Gott», fragte meine Frau, «was für ein Mensch war denn das?»

«Ein Pfarrer», sagte Terpis ruhig.

«Und du? Was hast du gemacht?» wollte ich wissen.

Er lächelte ein wenig.

«Ich wollte ihn schimpfen, natürlich. Aber dann konnte ich's nicht. Er hat mir leid getan, weil er so bös war ...»

Und als er das sagte, war sein Gesicht wie verwandelt. Unter der Maske des Alters, unter den Runen von Schmerz und Verzicht war es das Gesicht des Spielmannes Bruder Simplizius, des Franziskus und jenes jungen Gottsuchers, dem er zur Musik der «Antiken Tänze» Gestalt gegeben hatte. Und in der Kraft dieser Rückverwandlung spürte ich die Kraft seines ganzen, vielgestaltigen Lebens noch einmal, die ihn an Abgründen vorbei und auf Höhen geführt hatte, deren Abglanz auf den so vergänglichen Gestalten ruhte, die er geschaffen hatte, und der noch in all jenen nachleuchteten mag, denen er aus dieser, seiner Kraft, Lebenshilfe gespendet hatte. Fortgewischt war von die-

sem Gesicht die Trauer über das Ephemere des Erreichten, denn es war geformt vom rastlos Erstrebten.

In sein Haus hat er ein junges italienisches Arbeiter-Ehepaar aufgenommen, und ihr Kind ist «sein» Kind, das Kind, nach dem er sich im Grunde immer gesehnt hatte. Sein Leben ist auf die einfachste Formel gekommen: Der Garten, der Wein, die Italiener und das Kind. Er ist der gute Hausvater, der Padrone, der für alle Sorgen ein gutes Wort hat und seine eigenen nicht allzu wichtig nimmt.

Aber der Idylle des einfachen Lebens ist keine lange Dauer beschieden. Neue gesundheitliche Störungen treten auf, kurz nach der letzten Reise ereilt ihn ein neuer Schlaganfall, der nur langsam wieder abebbende Sprachstörungen zur Folge hat.

Das letzte Jahr seines Lebens lehrt ihn die Härte des Todes, den er so früh besungen hat und der nun auf ihn zukommt. Die allgemeine Schwäche nimmt zu, er liegt viel, und der Blick in den zur Ruhe gehenden Garten ist das letzte Bild der äußeren Welt. Es ist kein friedvolles Sterben. Es ist genau das, wovor er sich so gefürchtet hat, das «Siechen», ein schlimmer und von beiden Seiten hartnäckig geführter Kampf. Er kann nicht mehr lesen. Sein Bruder Theodor setzt sich häufig ans Klavier und spielt ihm, was er besonders liebt. Und einmal, während der «Pavane» von Ravel, sieht der Bruder, wie die müden Hände auf der Bettdecke sich zu heben und spielend zu regen beginnen — sie tanzen.

Freunde erscheinen und helfen ihm über die langen Stunden der Einsamkeit fort. Und dann erhellt sich wieder alles um ihn, und seine Gespräche sind wie eh und je voller Leben und ungeminderter Teilnahme.

Aber häufig bricht er in Tränen aus, wenn ihn die Bilder des Lebens, von dem er scheidet, allzu stark umdrängen.

Rührend pflegt ihn Teresa, die Italienerin, mit ihrem Mann. Und wenn der Schmerz ihn übermannt, und er von wildem

Weinen geschüttelt in seinen Kissen liegt, faßt sie seine Hände und hält sie behütend, mütterlich. «No, no, Signor Pfister, no piangere! Essere mio bambino, essere buono!» Und er wird ruhig.

Zuweilen überkommt ihn die kalte Angst, denn dieses Sterben dauert ihm zu lange. «Laßt mich gehn», klagt er, «ich hab drüben so viel zu tun, was ich hier nicht mehr tun kann, weil mir die Kraft fehlt!»

Der Winter geht hin, es regt sich frühlingshaft in seinem Garten. Neue Sprach- und Sehstörungen, bedingt durch eine zerebrale Thrombose, treten auf. Er fleht den Arzt an, den Kampf abzukürzen. Man gibt ihm beruhigende Medikamente.

Dann setzt ein langer und quälender Todeskampf ein, den er bewußt erlebt, bis kurz nach Mitternacht des 18. März 1958 das Ende erreicht ist.

Ein überraschend noch einmal eingefallener Winter hat den Garten weiß gedeckt, festlich, still. Die Uhren in seinem Hause, die mit ihrem Schlagen die Tage seines Lebens skandiert hatten, setzen aus, obwohl sie aufgezogen sind, und lassen sich nicht in Gang bringen. Und sie beginnen, so berichtet der Bruder, erst am nächsten Tag wieder zu ticken.

In seinem Erstlingswerk, dem Haus, das er für seine Eltern gebaut hatte, wohnen fremde Menschen.

Seine zahlreichen Choreographien liegen unbenutzt im Archiv.

Die Kritiken seiner Berliner Jahre, Zeugen seines glanzvollen Aufstiegs und seines bitteren Verzichts und jener «golden twenties» seiner geliebten Stadt, vergilben in ihren dickeleibigen Faszikeln.

Aus Hunderten von Photographien, welche die sorgsam geordneten Mappen füllen, schauen die Gesichter der Menschen, denen er seine hohe Auffassung von der Aufgabe und der Würde des Schaffenden vermittelte.

Eine junge Tänzergeneration sucht und geht andere Wege und weiß kaum noch, wieviel sie im Grunde diesem Einen zu

verdanken hat, denn kaum eine der vielen Tanzpublikationen nennt mehr seinen Namen.

Aber sein Test, diese Spiegelung der letzten Ordnung seines Lebens-Farbenspiels, hat Weltgeltung erlangt.